

Vom Ende der weißen Dominanz

Ein neues Jahrzehnt hat begonnen – und nichts bleibt, wie es ist. Die Ära der europäisch-amerikanischen Vorherrschaft ist vorbei. Ein Essay

Ein neues Zeitalter zieht herauf. Wir spüren das im Inneren wie im Äußeren, in der veränderten Gesellschaft vor der Haustür und in den weltweiten Umbrüchen. In der Einwanderungsgesellschaft entscheiden die Alteingesessenen nicht mehr allein, worüber das Land spricht. Sie müssen zurechtkommen mit einer neuen, hier heimischen Elite migrantischer Herkunft. Und diese Mitsprache der vielen findet ihr Echo in der Entstehung einer multipolaren, vielstimmigen Weltordnung. Nichts bleibt, wie es ist.

Vom Niedergang des politischen Westens, derb illustriert durch Gestalten wie Donald Trump und Boris Johnson, über den Aufstieg Chinas, die Rolle Afrikas als Jungbrunnen der Welt von morgen bis hin zur massiven Infragestellung unserer Lebensweise durch den Klimawandel – diese so unterschiedlichen Faktoren weisen alle in die gleiche Richtung: Die bisherigen Altvorderen der globalen Einflussnahme verlieren an Status.

Geben wir der Etappe, die da heraufzieht, einen Namen: Es ist der lange Abschied von der weißen Dominanz. Weiß ist weit mehr als eine Hautfarbe, es handelt sich um eine soziale Position, um Haltungen und Deutungsmuster. Weiße Dominanz zeigt sich nicht nur im Verbrauch von Ressourcen, in Wirtschaftsmacht und Finanzströmen, sondern auch in der Interpretation von Konflikten, in der Geschichtsschreibung. Auf all diesen Feldern geraten bisherige Prämissen ins Wanken; wir können anderen unsere Definitionen von Fortschritt, Entwicklung oder Feminismus nicht länger aufzwingen.

Abschied von der weißen Dominanz – darin liegt gleichfalls die Ahnung einer Utopie: dass nämlich jene, die in den vergangenen 500 Jahren über die Welt bestimmt haben, aus ihrer Position nicht allein vertrieben werden (was ohnehin geschieht), sondern dass es ein verändertes Weißsein geben könnte, einen tätigen Abschied von einer Prägung, die über Jahrhunderte entstanden ist. Leicht ist das gewiss nicht.

Manche haben jetzt das Empfinden, die Welt sei aus den Fugen geraten. Die Redensart verrät die alte Gewohnheit, uns für das Zentrum des Geschehens zu halten. Denn in dem Zeitalter, das nun angebrochen ist, wird ein gravierendes Ungleichgewicht in eine bessere Balance gebracht: 510 Millionen EU-Europäer und 325 Millionen US-Amerikaner dominieren nicht mehr die Geschicke einer Menschheit von demnächst acht Milliarden.

Die Zukunft ist nicht weiß – und so wenig wir heute zu sagen vermögen, welches Aussehen im Einwanderungsland Deutschland in einigen Jahrzehnten als typisch deutsch empfunden wird (vielleicht keines), so wenig kennen wir unsere künftige Stellung in der sich herausbildenden multipolaren Welt. Bald wird die indische Wirtschaftskraft so groß sein wie die US-amerikanische, während China längst alle hinter sich gelassen hat.

Auch im Christentum stülpt sich vieles um. Vor hundert Jahren lebten mehr als achtzig Prozent aller Christen in Europa und Nordamerika. Rückblickend könnte man dies als die weiße Periode bezeichnen: Eine ursprünglich nahöstliche Religion hat in der euroamerikanischen Kultur eine lange Phase der Prägung hinterlassen, um dann ihre Zentren erneut zu verlagern. Von 2,3 Milliarden Christen weltweit leben nun zwei Drittel in Asien, Afrika und Lateinamerika, und der afrikanische Kontinent wird bald den stärksten Block innerhalb der globalen Christenheit stellen.

Schulbücher werden sich ändern müssen

Die größte Herausforderung für Europäer und Europäerinnen ist aber der Abschied von einem Lebensgefühl, in dem die Selbstüberschätzung ein essenzieller Bestandteil ist. Natürlich rührt diese Haltung aus der kolonialen Vergangenheit; Ende des 19. Jahrhunderts befand sich ein wesentlicher Teil der Erde unter der Herrschaft der einen oder anderen europäischen Macht. Damit verband sich eine geistige Zentralperspektive: Europäische Erfahrungen beanspruchten universelle Geltung und zwangen mit scheinbar neutralen Begriffen – Nation, Fortschritt, Moderne – historische Verläufe andernorts in ihr Deutungsmuster.

»Der Westen hält sich für kosmopolitisch, dabei war er lange so dominant, dass er andere Kulturen gar nicht zu verstehen brauchte, denn letztendlich konnte er sich immer mit Gewalt durchsetzen.« So erklärt Martin Jacques, britischer Wirtschaftshistoriker und China-Experte, warum China heute viel mehr über den Westen weiß als umgekehrt. Die westliche Kultur zeichne sich durch geistige Enge aus, und die Welt werde immer mehr von Erfahrungen geprägt, mit denen im Westen nur wenige vertraut seien.

»Europa provinzialisieren«, unter dieses Motto stellte der indische Historiker Dipesh Chakrabarty schon vor Jahren die kritische Durchsicht des europäischen Geisteserbes. Allmählich kommt auch in der hiesigen Wissenschaft Kritik an einer eurozentrischen Periodisierung der Weltgeschichte auf: Der Begriff Mittelalter wird neuerdings als willkürliches Zeitsegment betrachtet, das etwa für die islamische Welt keinerlei Sinn mache. Schulbücher, Geschichts- und Wörterbücher werden sich ändern müssen. Wenn wir uns tatsächlich berühren lassen von den großen Umbrüchen, dann senkt sich Zweifel in alles Sprechen. Was muss neu definiert, was in Gänze verworfen werden? Etwa die »Entwicklung« ganzer Länder und Gesellschaften: Wer diesen Begriff akzeptiere und sich der ihm innewohnenden Bekehrungsmission unterwerfe, sei bereits verloren, notierte einmal der kamerunische Jesuit Fabien Eboussi Boulaga. Gegenwärtig stehen wir wie an einer Bruchkante. Die globale Macht des westlichen, weißen Narrativs ist gebrochen, aber wir wissen noch nicht, wie die Welt anders von sich erzählen wird. Es wird jetzt wieder vermehrt vom globalen Norden und globalen Süden gesprochen, darin schwingt die ungleiche Verteilung des Reichtums mit. Doch das Künftige liegt, noch nicht sichtbar, hinter diesen Großvokabeln. Um das Wo-Sein der anderen zu verstehen, sind wir Bewohner und Bewohnerinnen der Ex-Hegemonialsphäre am

schlechtesten gerüstet. So wie Menschen, die stets in einem Überfluss an elektrischer Beleuchtung leben, die Ersten sind, die im Dämmerlicht nichts mehr erkennen können.

Ein Jahrhundert ist seit dem Verlust der deutschen Kolonialgebiete vergangen, und nun erst rückt so richtig ins Bewusstsein, dass es überhaupt einen deutschen Kolonialismus gegeben hat. Das ist ein erstaunlicher Vorgang; er wirft ein Licht darauf, wie seltsam Erinnerung und Gedächtnis beschaffen sind. Zögerlich zwar, doch mit schleppender Unauffhaltsamkeit kommt eine Ahnung auf: Damals sind Dinge geschehen, die uns heute angehen, denen wir uns stellen müssen. Schätzungsweise eine Million Tote hat das Kaiserreich in Afrika hinterlassen. Vom Völkermord an Herero und Nama über die Bekämpfung des ostafrikanischen Maji-Maji-Aufstands durch Niederbrennen von Dörfern und Feldern bis zum blutigen Kampf um die Kolonie im Ersten Weltkrieg – den späten, nachholenden deutschen Kolonialismus charakterisierte eine unheilvolle Kombination von Schwäche und Gewalttätigkeit.

Postkoloniales Erwachen

Wir können heute im Rückblick erkennen: Die damalige Weigerung, die eigenen Verbrechen anzusehen und deren Opfern das Menschsein zuzugestehen, ebnete den Weg zu vielem, was kommen würde. Kolonialoffiziere mit Rasse-Ideologie gehörten nicht zufällig zum Rückgrat des rechten Widerstands gegen die Weimarer Republik. Die Unfähigkeit zu trauern war bereits 1918/19 zu beobachten. Im Gedächtnis der nicht-weißen Welt ist der Kolonialismus hingegen immer mit einem weiten Spektrum an Erfahrungen lebendig geblieben. Unser schlechtes Erinnerungsvermögen ist eine Abweichung, und Europa ist dieser Tage gezwungen, sich diesbezüglich auf das Niveau der übrigen Welt hinaufzubemühen.

Warum aber werden erst jetzt so viele Forderungen nach Rückerstattung von Entwendetem und nach Entschädigung für Erlittenes erhoben? Und warum mit so viel Zorn? Weil Wertigkeiten wieder in ihr Recht gesetzt werden, moralische, spirituelle, materielle. Und weil sich immer mehr Communitys einer Unerträglichkeit bewusst werden, wie lange sie nämlich ihre Gottheiten, Schädel, Ahnenfiguren, ihr Kulturerbe und ebenso ihre Erinnerung an große Schmerzen in der Kälte gelassen haben, der Kälte falscher Orte, falscher Namen, der Kälte der Missachtung. Objekte heimzuholen ist Teil eines umfangreichen Prozesses von Selbstheilung und Selbstermächtigung. Die Signale des postkolonialen Erwachens verstärken einander gegenseitig – nicht nur, weil sich alle im Echoraum eines globalen Kommunikationsnetzes hören können, sondern weil sie sich zeitgleich auf verschiedenste Domänen beziehen: Raub von Kunst und von Gebeinen, Menschenrechtsvergehen, Sklaverei. Und noch eine andere Grenze ist durchbrochen worden: Das Kriterium, wie lange ein Unrecht zurückliegt, hat in jenem Moment seine einschüchternde Relevanz verloren, da sich das moralische Prinzip durchsetzt, dass kein Unrecht je vergangen ist, solange es nicht von seinen Verursachern anerkannt wird.

In dieser Ära einer postkolonialen Globalisierung verschiebt sich das Kräfteverhältnis politisch und moralisch immer mehr zuungunsten der europäischen Staaten und Gesellschaften. Wer sich weigert, für die Vergangenheit Verantwortung zu übernehmen, spielt gegen die Zeit. Die weltweiten Forderungen nach Reparationen würden zur größten Gerechtigkeitsbewegung des 21. Jahrhunderts, prophezeit eine Kommission, in der sich die 15 karibischen Staaten zusammengetan haben.

Afrika, schreibt der kamerunische Philosoph Achille Mbembe, sei »in Wesen, Volumen und Dichte« mehr ausgebeutet worden als andere Regionen; ein Verlust, der erst am Ende des 21. Jahrhunderts kompensiert sein würde. Bis dahin wird Afrika nach jetzigen demografischen Schätzungen zur Heimat von einem knappen Viertel der Menschheit werden – eine Aussicht, auf die viele in Europa nur mit Furcht und dem Ruf nach mehr Geburtenkontrolle reagieren können. Tatsächlich wäre eine Bevölkerung dieser Größe aber kaum unangemessen für einen Kontinent, der ein Viertel der globalen Landmasse ausmacht und ein Drittel der weltweiten Bodenschätze besitzt.

Europa, sagt der senegalesische Ökonom Felwine Sarr, sehe stets nur, »was der Welt fehlt, um Europa zu sein«. Dessen mechanistische Vernunft sage allen anderen: »Eure Sinnproduktion hat keine Gültigkeit.« Die Art von Arbeit, von der ein Großteil der Afrikanerinnen und Afrikaner lebt, als »informelle Wirtschaft« zu bezeichnen, ist dafür ein Beispiel. Als seien bäuerliche Subsistenzwirtschaft und Kleinhandel auf örtlichen Märkten nicht normgerecht, weil sie sich jenseits eines kapitalistischen Markts und unter Umgehung internationaler Agrarkonzerne vollziehen. Sarr möchte Afrika als Labor einer Zukunft sehen, einer »poetischen Zivilisation«, welche die westliche Kosmologie, das Dreigestirn von Fortschritt, Wachstum, Ordnung hinter sich lasse und der eigenen Kultur vertraue, den einheimischen Sprachen, einem aktualisierten indigenen Wissen und einer an Gemeinschaftlichkeit orientierten sozialen Ethik.

Eine verzerrte globale Wirtschaft

Kolonialismus war keineswegs nur eine Herrschaft über Territorien anderer Völker. Eroberung und europäische Expansion begründeten eine verzerrte Ausrichtung der globalen Wirtschaft, von der wir bis heute profitieren. Viele mögen das spüren, wenn sie die Verzweiflung von Flüchtlingen sehen. Andere wehren solche Gedanken ab und verschreiben sich einem Defensiv-Rassismus: Er dient nicht mehr imperialen Eroberungen, sondern verteidigt – so anachronistisch das klingt – den Alleinanspruch weißer Herrschaft. Und geht dabei höchst aggressiv vor, bis hin zu Terroranschlägen. White supremacy ist eine sich ausbreitende Endzeitideologie im Jahrhundert der Migration.

Die Gegenrede dazu kann nur ein neuer Humanismus sein. Was Solidarität bedeutet, kann heute nicht mehr allein innerhalb der weißen Welt formuliert werden, innerhalb der Enklaven relativer Privilegien. Wir im alten Europa werden teilen müssen. Die koloniale Vergangenheit von ihren Mythen und Schleiern zu befreien zugunsten realistischer Erzählungen kann den Weg dafür freimachen, dass einander Gleichgestellte miteinander kooperieren können. Privilegiert zu sein durch die Umstände der Geschichte und den Ort der Geburt ist nichts, was zu einem individuellen Schuldbewusstsein führen sollte. Wohl aber zu Bewusstsein, zu Bewusstheit.

Charlotte Wiedemann, geboren 1954, ist Journalistin und Buchautorin. Als Auslandsreporterin in Ländern Asiens und Afrikas, vor allem der islamischen Welt, setzt sie sich seit Jahren mit dem Thema »Wir und die anderen« auseinander. Sie ist Autorin von sechs Büchern, zuletzt erschien von ihr »Der lange Abschied von der weißen Dominanz« (284 Seiten, München 2019, dtv). 2006 gründete sie den interkulturellen Fonds Sawasya, eine »Agentur zum besseren Verständnis des Fremden« (www.sawasya.de).

Links in diesem Artikel:

Artikel-URL: <https://www.publik-forum.de/Politik-Gesellschaft/vom-ende-der-weißen-dominanz>

© Publik-Forum Verlagsgesellschaft mbH 2020

<https://www.publik-forum.de/>

Alle Rechte vorbehalten.

Nur zur persönlichen Verwendung. Weitergabe und Veröffentlichung nicht erlaubt.